

Peter Stemmer

Der Vorrang des Wollens


Eine Studie zur Anthropologie

KlostermannRoteReihe

Bibliografische Information der Deutschen Nationalbibliothek

Die Deutsche Nationalbibliothek verzeichnet diese Publikation in der Deutschen Nationalbibliografie; detaillierte bibliografische Daten sind im Internet über <http://dnb.dnb.de> abrufbar.

Originalausgabe

© 2016 · Vittorio Klostermann GmbH · Frankfurt am Main
Alle Rechte vorbehalten, insbesondere die des Nachdrucks und der Übersetzung. Ohne Genehmigung des Verlages ist es nicht gestattet, dieses Werk oder Teile in einem photomechanischen oder sonstigen Reproduktionsverfahren oder unter Verwendung elektronischer Systeme zu verarbeiten, zu vervielfältigen und zu verbreiten.
Gedruckt auf Alster Werkdruck der Firma Geese, Hamburg, alterungsbeständig  ISO 9706 und PEFC-zertifiziert.
Satz: post scriptum, www.post-scriptum.biz
Druck und Bindung: Hubert & Co., Göttingen
Printed in Germany
ISSN 1865-7095
ISBN 978-3-465-04260-0

Inhalt

Vorbemerkung 7

Einleitung 9

Teil I Überlegen und Wollen

§ 1 Vom genetischen Programm zum Überlegen und Wollen 19

§ 2 Die Genese des Wollens 34

§ 3 Wollen, Zukunft, Imagination 45

§ 4 Zukunft, Sprache, Wollen 72

Teil II Die Gegenstände des Wollens

§ 5 Was sind die Gegenstände des Wollens? 103

§ 6 Formen des Angenehmen und die Ausfächerung des
Wollens 118

§ 7 Vernunft und Wollen 161

§ 8 Die Zugehörigkeit des Wollens 189

Teil III Die Koordination des Wollens

§ 9 Das koordinative Überlegen und seine Ressourcen 223

§ 10 Freiheit, Urheberschaft, Verantwortlichkeit 259

Literatur 299

Sachregister 309

Personenregister 315

Vorbemerkung

Die in diesem Buch enthaltenen Überlegungen habe ich in den letzten Jahren in Konstanz in Vorlesungen und Kolloquien vorgestellt. Ich bin meinen Studenten und Doktoranden für ihr Interesse wie auch für ihre Skepsis sehr dankbar. Ich hatte das Glück, gemeinsam mit Jacob Rosenthal über zwei Semester ein Seminar zum Problem der Willensfreiheit veranstalten zu können. Unsere Diskussionen im Seminar und im Anschluss haben mir erst die Sicherheit gegeben, die ich für das abschließende 10. Kapitel brauchte. Die Universität Konstanz hat die Arbeit an diesem Buch in einem frühen Stadium mit zwei zusätzlichen Forschungssemestern unterstützt. Ich danke allen, die das ermöglicht haben. Waltraud Weigel hat erneut das Manuskript durch alle Entwicklungsphasen hindurch mit großer Sorgfalt betreut und vom Anfang bis zum Ende fabelhaft geholfen. Ich danke auch Fabian Stöhr und Martin Zimmermann. Sie haben für die kontinuierliche Literaturzufuhr gesorgt und auch sonst, nicht zuletzt durch ihr Interesse an der Sache, sehr geholfen. Ein ganz anderer und ganz besonderer Dank für meine Frau Sabina Pieperhoff.

Konstanz, im September 2015

P. S.

Einleitung

1. Menschen streben danach, sich selbst zu verstehen. Sie wollen wissen, was für Wesen sie sind, sie wollen wissen, wie sie funktionieren. Was steuert sie in ihrem Verhalten? Wie kommt es zu ihren Handlungen? Was bestimmt, was sie tun und lassen? Menschliches Leben ist Aktivität, und diese Aktivität braucht eine Richtung. Warum bewegen wir uns in diese – oder jene Richtung? Wo ist der Anfang dieser Bewegung, was sind ihre Determinanten?

Wenn wir wissen wollen, wie wir funktionieren, dann interessiert uns nicht, wie der Blutkreislauf funktioniert oder die Verdauung. Das sind Geschehnisse, die in uns ablaufen, ohne unser Zutun. Uns interessiert, was geschieht, wenn wir selbst die Akteure sind, wenn wir selbst unser Verhalten steuern. Was ist es, was uns hierin bestimmt? Gerade da, wo wir selbst involviert sind, interessiert uns, woher die Handlungsimpulse kommen, was uns also antreibt und bewegt. Gerade da, wo wir aktiv sind und nicht nur der Ort eines Geschehens, sind wir uns fraglich.

Es fällt uns nicht schwer, die Fragen, wie die Verdauung oder die Sauerstoffaufnahme in der Lunge vor sich gehen, Experten zu überlassen. Und es beunruhigt uns nicht, wenn wir nicht wissen, wie diese Dinge vonstatten gehen. Aber da, wo wir es sind, die bestimmen, wie wir uns verhalten, sind wir existentiell daran interessiert, zu verstehen, was passiert und wie wir zu den Aktivitäten kommen, die wir dann realisieren. Von den Antworten auf diese Fragen hängt ab, was wir über uns selbst und über das menschliche Leben denken. Davon hängt ab, wie wir im Leben stehen. Diese Fragen nehmen uns existentiell in Beschlag, wir stellen sie nicht aus theoretischer Neugierde, nicht weil wir uns wie für anderes auch für den Teil der Natur interessieren, der wir selbst sind. Wir kommen nicht umhin, uns von uns selbst, davon, was wir für Wesen sind, ein Bild zu machen. Und wir können diese Fragen nicht aufschieben und für eine Zeit beiseite stellen, etwa bis uns die Naturwissenschaften mehr Informationen über die Genese unseres Verhaltens liefern.

Der Versuch der Menschen, sich selbst zu verstehen, stößt schnell auf eine besondere Schwierigkeit. Die Menschen sind Teil der Natur, sie sind mit allen ihren Fähigkeiten, einschließlich ihrer geistigen Fähigkeiten, Teil der Natur, und sie bestehen wie alle anderen Dinge im Universum *in toto* aus physikalischen Teilchen. Und eine unserer basalen Überzeugungen, die vollkommen richtig und unausweichlich zu sein scheint, besagt, dass in der Natur alles, was geschieht, durch Ursachen determiniert ist und deshalb, gegeben diese Ursachen, geschehen muss. Diese Überzeugung müssen wir auch auf uns selbst anwenden. Wir sind, wie gesagt, Teil der Natur, ohne einen immateriellen Zusatz. Dieser Schritt ist unumgänglich, aber er stürzt uns in äußerste Schwierigkeiten. Denn die Überzeugung, dass alles, was geschieht, durch Ursachen festgelegt ist, scheint mit unserer Vorstellung zu kollidieren, dass wir selbst aus uns heraus bestimmen, was wir tun und lassen, dass wir selbst es sind, die unser Verhalten steuern. Wir können uns natürlich vorstellen, dass der Faden der Kausalität durch den menschlichen Geist hindurch läuft, dass das mentale Geschehen, das dem Handeln vorausgeht, selbst ein kleines Stück dieses endlos langen Fadens ist, und vielleicht mögen wir denken, dass es anders gar nicht sein kann, – aber damit ist noch nichts darüber gesagt, was eine solche Vorstellung für unser Selbstverständnis bedeutet, und wie wir uns, wenn es so ist, verstehen müssen.

Ich bin davon überzeugt, dass wir noch weit davon entfernt sind, diese Schwierigkeiten zu lösen, und dass wir noch längst nicht die Mittel in der Hand haben, die nötig sind, um uns selbst zu verstehen und zu einem stabilen Bild von uns zu kommen. Das hört sich gewiss merkwürdig und kaum glaublich an, handelt es sich beim Menschen doch um einen empirischen Gegenstand, der wir zudem selber sind. Dennoch ist es wahr. Wir müssen sehr viel mehr darüber wissen, wie Nervenzellen arbeiten, wie sie zusammenwirken und wie die neuronalen Prozesse im Gehirn die enorme Vielfalt geistiger Phänomene hervorbringen. Und wir müssen zum anderen eine Reihe von philosophischen Punkten klären. Wir bedürfen einer adäquateren Beschreibung und Analyse unserer mentalen Aktivitäten und Erfahrungen – einer Analyse, die verschiedene überkommene philosophische Fehler und Voreingenommenheiten überwindet, die ohne metaphysische Erfindungen auskommt, ohne Dinge, die es gar nicht gibt, und die auch nicht bei jedem Schritt vorschnell mit verheerenden Konsequenzen für Moral und Rechtspraxis droht, als sei all dies so klar.

Wir können, wie gesagt, auch wenn wir keinen sicheren Boden unter den Füßen haben, die Frage, was für Wesen wir sind, nicht suspendieren. Wir müssen versuchen, mit den Mitteln, über die wir verfügen, uns ein Bild zu machen, ein möglichst adäquates, wenn auch provisorisches Bild.

2. Wie schwer es ist, die Frage, wie wir funktionieren, zu beantworten, und wie viel für uns daran hängt, spiegelt sich darin, dass in ihre Beantwortung häufig Wunschdenken und weitreichende metaphysische Vorstellungen und Erfindungen einfließen. Ein Blick in die Geschichte des Denkens belegt das mehr als deutlich. Bei Platon finden wir die Idee einer menschlichen Seele, die etwas Eigenes neben dem Körper ist und die deshalb den Körper und den Tod überdauert und für sich weiterzuexistieren vermag. Eine solche Seele gibt es nicht, sie ist nur eine Erfindung. Auch Descartes erfand etwas, was es nicht gibt, den Geist als *res cogitans*, als eine immaterielle Substanz, die nicht Teil der Natur, vielmehr eine Entität eigener Art ist und die auf mysteriöse Weise zeitweise mit einem Körper verbunden ist und mit ihm interagiert. Und auch bei Kant finden wir in dieser Tradition einen Dualismus zweier Welten, in einer gelten die Gesetze der Natur, in der anderen die der Vernunft, in der einen ist keine Freiheit möglich, in der anderen gerade doch. Und der Mensch ist, so Kant, nur zu verstehen als ein Bewohner beider Welten. In all diesen Fällen versuchen die Philosophen die Menschen zu verstehen, also die Lebewesen, die sie selber sind, empirische Gegenstände, indem sie Dinge imaginieren und für existent halten, die es gar nicht gibt. Dieser Weg in die Erfindung bleibt, was immer im Einzelnen die Gründe für diese Theorien waren, erstaunlich und beirrend.

Die erwähnten Auffassungen haben die Gemeinsamkeit, dass sie den Menschen zum Teil aus der Natur herausnehmen. Seine Seele, sein Geist, seine Vernunft stehen über der Natur und sind ihren Gesetzen entzogen. Diese Annahme wurde oft mit der Vorstellung verknüpft, die Vernunft sei etwas Gottgleiches oder Gottähnliches, etwas, durch deren Gebrauch wir uns Gott ähnlich machen könnten, – offenkundig alles Vorstellungen, die aus dem Wunsch geboren sind, sich selbst zu erhöhen, sich einen besonderen Rang, einen besonderen Wert und auch die Bestimmung zur Unsterblichkeit zuzuschreiben.

Die Vorstellung, die Menschen stünden zum Teil über der Natur, lebt stark in verschiedenen Varianten bis in die zeitgenössische Phi-

losophie fort, auch nach Darwins Entdeckungen. Die Vernunft ist, so noch immer die Vorstellung, die Instanz, die uns wenigstens zum Teil über die Natur und ihre Gesetze erhebt. Die Menschen agieren, so wird gesagt, in einem Raum der Gründe, und dieser sei den Gesetzen der Natur entzogen, die Handlungsbestimmung durch Gründe folge anderen Gesetzen. Wenn wir vernunftgeleitet handeln, befreien wir uns aus dem Zwang der Natur und setzen an seine Stelle ein Handeln aus Freiheit. Die Vernunft ist in dieser Tradition der Hort der Selbstbestimmung. Sie kreiert eigene Handlungsimpulse, unabhängig von »natürlichen« Antrieben und Neigungen. Sie ist der Ort der Freiheit, der Beweger, der aus sich selbst Bewegung schafft, ohne selbst bewegt zu werden.

Eine ganze Begrifflichkeit, ein ganzes Ideen- und Assoziationsgeflecht scharft sich um diese Vorstellung, gruppiert in einer Reihe von Gegensätzen. So ist unser Handeln autonom, wenn es durch die Vernunft bestimmt wird, hingegen heteronom, wenn es durch die Natur, durch unsere Neigungen und Antriebe bestimmt wird. Wir sind aktiv, wenn die Vernunft unser Handeln bestimmt, passiv hingegen, wenn uns andere Handlungsimpulse bestimmen. Die Vernunft ist etwas Eigenes, andere Antriebe und Impulse etwas Fremdes. Das eigentlich Menschliche, das, was die Würde des Menschen ausmacht, verwirklichen wir, wenn wir durch die Vernunft bestimmt sind, ins Tierische sinken wir ab, wenn wir anderen Impulsen folgen. Alle diese Ideen und Konzeptionen stehen in der Tradition des Dualismus, sie alle zielen offen oder verdeckt darauf, den Menschen teilweise, aber im Wesentlichen aus der Natur herauszulösen und das eigentlich Menschliche in etwas zu sehen, was über der Natur steht. Und alle diese Versuche sind falsch, sie sind falsch, weil es diesen nicht-natürlichen Teil des Menschen nicht gibt und weil es die Vernunft, so verstanden, nicht gibt.

3. Die Leitfrage dieses Buches wird sein: Was steuert die Menschen in ihrem Verhalten? Wie kommt es zu unseren Handlungen? Wo liegt der Anfang der Bewegung, die unser Leben ist? Ich werde das Thema angehen, indem ich einige zentrale Strukturmerkmale des menschlichen Geistes analysiere. Es liegt nahe, zunächst der Tradition zu folgen und mit der schon in der Antike besonders herausgestellten Tatsache zu beginnen, dass wir Wesen sind, die überlegen. Wir können unserem Handeln ein inneres mentales Geschehen vorschalten: das Überlegen, und dann aus der Überlegung so handeln,

wie wir es tun. Man kann hier auch davon sprechen, dass die Menschen Vernunft haben. Aber das nehme ich nur als eine andere, weniger konkrete Formulierung dafür, dass wir die Fähigkeit zu überlegen haben. Der Beginn beim Überlegen führt allerdings schnell auf etwas Elementareres, darauf, dass die Menschen Wesen sind, die etwas wollen. Und tatsächlich liegt die Substanz des menschlichen Lebens, so sollen die nachfolgenden Untersuchungen zeigen, nicht im Überlegen, sondern im Wollen. Das Überlegen verweist auf das Wollen. Im einfachsten Fall überlegt man, was man tun muss dafür, etwas Gewolltes zu erreichen. Das Überlegen ist auf etwas, was man will, bezogen. Dasselbe, wenn man überlegt, welche von zwei möglichen Handlungen man tun soll, und dann infolge der Überlegung die eine der anderen vorzieht. Warum zieht man die eine vor? Weil sie, wie die Überlegung herausbringt, dem, was man will, mehr entspricht als die andere Handlung.

Ein einfaches Beispiel: Was soll ich, so fragt sich jemand, wählen, CDU oder SPD? Er überlegt und entscheidet sich dann für die Wahl der CDU. Warum? Weil er annimmt, dass die von der CDU vorgeschlagene Kanzlerin und eine von ihr geführte Regierung mehr von dem realisiert, von dem er *will*, dass es realisiert wird. Wesen, die überlegen, sind notwendigerweise Wesen, die etwas wollen. Das eine ist eine *Conditio* für das andere. Die Menschen können nur Lebewesen sein, die überlegen, weil sie Wesen sind, die etwas wollen.

Das menschliche Wollen ist ungeheuer komplex und darin vom Wollen anderer Lebewesen deutlich unterschieden. Es ist eine wichtige Aufgabe, zu klären, wie es zu dieser Komplexität kommt und wodurch sie möglich wird. Zwei Merkmale des menschlichen Geistes sind hier, so möchte ich zeigen, von entscheidender Bedeutung: das Zukunftsbewusstsein der Menschen, das weit über das der uns nächsten Tiere hinausgeht, und zum anderen die menschliche Fähigkeit der Imagination, die ebenfalls sehr weit über ähnliche Fähigkeiten bei Tieren hinausgeht. Komplexe Strukturen des Wollens, Zukunftsbewusstsein und Imaginationsfähigkeit gehen, wie es scheint, aufs Engste zusammen.

Wenn das Wollen die Ergebnisse des Überlegens und damit das Handeln bestimmt, was bestimmt dann die Ausrichtung des Wollens? Was bestimmt, *was* man will? Auf welche Gegenstände geht das Wollen? Diese Frage schließt unmittelbar an und ist für die Frage, wie die Menschen funktionieren, offensichtlich von zentraler Bedeutung. Sie wird eine der Kernfragen der folgenden Untersuchun-

gen sein. Dabei wird auch zu klären sein, ob das Überlegen nicht nur zwischen Handlungen am Maßstab eines vorgängigen Wollens zu entscheiden vermag, sondern auch die Potenz hat, auf die Ausrichtung des Wollens selbst Einfluss zu nehmen. Die Tradition hat ganz überwiegend angenommen, dass das Überlegen, die Vernunft diese Potenz hat und es zu ihren vornehmsten Aufgaben gehört, das Wollen zu lenken. Natürlich stellt sich dann die Frage nach den Ressourcen des Überlegens. Anhand wovon vermag das Überlegen das Wollen in bestimmter Weise auszurichten? Oder ist es, gegen die dominante Tradition, anders, ist das Überlegen, ist die Vernunft in der Bestimmung des Wollens impotent? Und wenn dies, was ist es dann, was dem Wollen seine Ausrichtung gibt? Was bestimmt dann, auf welche Gegenstände es sich richtet? Warum, so also die Frage, wollen wir, was wir wollen?

Insgesamt wird sich ein Bild ergeben, in dem das Überlegen keine eigenen Ressourcen hat, das Wollen zu bestimmen. Die Ausrichtung des Wollens kommt aus anderen Quellen. Das Überlegen ist in allem auf ein vorgängiges, anderweitig bestimmtes Wollen bezogen und in seinen Ergebnissen von diesem Wollen abhängig. Was also bestimmt wirklich unser Wollen, und wie ist seine Vielfalt und Komplexität zu erklären?

4. Wenn man diese Fragen angeht und dazu Grundzüge des menschlichen Geistes thematisieren will, liegt es, statt die Menschen aus der Natur herauszunehmen, nahe, das Thema in eine evolutionäre Perspektive zu stellen. Die Menschen stehen in einer evolutionären Kontinuität mit den Tieren oder, wenn man so will, mit den anderen Tieren. Nicht nur die Menschen haben einen Geist, auch Tiere haben mentale Fähigkeiten. Und natürlich ist der menschliche Geist aus dem Geist unserer nicht-menschlichen Vorfahren entstanden. Es gibt eine Geschichte des Geistes. Von daher scheint es so, als habe man die Arbeitsweise des menschlichen Geistes erst wirklich verstanden, wenn man seine evolutionäre Geschichte und seine Genese aus primitiveren Formen des Geistes in ihren einzelnen Entwicklungsschritten nachvollziehen kann. Dieses große Design nachzuzeichnen, ist wünschenswert, aber heute allenfalls in Ansätzen möglich. Zumal es zwischen den gemeinsamen Vorfahren von Schimpansen und Menschen und dem *Homo sapiens* eine Entwicklung gegeben hat, die trotz der Kontinuität zu einem völlig neuartigen Wesen geführt hat, das sich radikal von seinen Vorfahren unterschei-

det. Die Gemeinsamkeiten und Unterschiede nur zu beschreiben, ist schon äußerst schwierig, sie evolutionär zu rekonstruieren und zu erklären, noch viel schwieriger. Den Philosophen sind da ohnehin die Hände gebunden. Dennoch muss die evolutionäre Perspektive für die Ausführungen dieses Buches selbstverständlich sein, wie produktiv das ist, müssen dann die Überlegungen im Einzelnen zeigen.

Teil I
Überlegen und Wollen

§ 1 Vom genetischen Programm zum Überlegen und Wollen

1. Menschen können das, was sie tun, durch Überlegungen steuern. Das Ergebnis des Überlegens bestimmt dann, welche Handlung sie realisieren, und wenn sie gefragt werden, warum sie so gehandelt haben, können sie ihre Überlegung offenlegen und die Gründe nennen, die den Ausschlag zugunsten gerade dieser Handlung gegeben haben. Offensichtlich ist nicht alles, was Menschen tun, in dieser Weise durch Überlegungen bestimmt. Ganz im Gegenteil. In vielen Fällen gehen dem, was wir tun, keine Überlegungen voraus. Wenn wir schlafen, atmen wir weiter. Das hat mit einer Überlegung nichts zu tun. Genauso, wenn wir träumen. Bei einem lauten Knall zucken wir unwillkürlich zusammen. Auf einem unebenen Untergrund passen wir unsere Schritte an, automatisch, ohne dass wir es auch nur bemerken. In anderen Situationen tun wir etwas überwältigt von einem starken, hochschießenden Affekt, gerade ohne zu überlegen. Und auch wenn wir wie so oft im Zuge fester Gewohnheiten oder einer bestimmten Konditionierung agieren, etwa im Straßenverkehr oder beim Gebrauch der Sprache, geht diesem Verhalten kein Überlegen voraus. Wieder anders ist es, wenn wir das Überlegen beiseite schieben oder keine Zeit dazu haben und stattdessen aus einer Intuition oder einem Bauchgefühl handeln. Man kann darüber spekulieren, ein wie großer Teil unseres Handelns sich solchen mehr oder weniger automatischen Mechanismen verdankt und wie groß andererseits der Anteil des überlegten Handelns ist. Der Psychologe Wilhelm Wundt soll gesagt haben, die Menschen seien in ihrem Handeln zu drei Vierteln Automaten. Wenn man sich solche Gedanken macht, darf man freilich nicht zu oberflächlich urteilen. Hinter vielen Handlungen, die wir tun, ohne aktuell zu überlegen, stehen ursprünglich Überlegungen. Man braucht sie aber in immer wieder gleichen Situationen nicht zu wiederholen und bildet stattdessen Gewohnheiten aus oder steuert mit dem Autopiloten. Und auch Bauchgefühle kommen nicht aus dem Nichts. In sie gehen auch zurückliegende, längst verschüttete Überlegungen ein.

Man kann sich dem Phänomen des Überlegens, seiner Funktion und seiner Besonderheit nähern, indem man Lebewesen, die überlegen können, mit Lebewesen vergleicht, die dies nicht können. Die allermeisten nicht-menschlichen Lebewesen haben diese Fähigkeit nicht. Sie funktionieren anders. Am weitesten von uns entfernt sind Wesen, deren Verhalten vollständig oder sehr weit-

gehend durch starre Mechanismen von Reiz und Reaktion festgelegt ist. Ein solches Lebewesen reagiert auf einen bestimmten Reiz automatisch mit einer genetisch festgeschriebenen Reaktion. So schaffen Ameisen tote Artgenossen auf Grund eines bestimmten Geruchs aus ihrem Bau heraus. Der Geruch kommt von der Ölsäure, die sich auf den verwesenden Körpern bildet. Der Stimulus ist mit der Reaktion des Wegschaffens fest verbunden. Das zeigt sich besonders deutlich, wenn man eine Situation arrangiert, die in der natürlichen Umwelt der Ameisen nicht vorkommt. Wenn man auf einen Gegenstand, etwa auf ein kleines Stück Holz, Ölsäure aufträgt, schaffen die Ameisen diesen Gegenstand ebenfalls sofort weg, und selbst wenn man eine lebendige Ameise mit der riechenden Säure bestreicht, wird sie von den anderen Ameisen sofort beseitigt. Der Automatismus ist offenkundig völlig starr. Die Ameisen haben keinerlei Distanz zum Stimulus und können sich von ihm nicht freimachen, selbst dann nicht, wenn sie sehen, dass die Ameise lebt.

Die Reiz-Reaktionsmechanismen sind nicht irgendwelche Mechanismen dieser Art, sie sind so angelegt, dass die Lebewesen sich so verhalten, dass sie überleben und sich fortpflanzen können, zumindest mit einiger Wahrscheinlichkeit. Die Lebewesen tun, indem sie in der genetisch programmierten Weise auf die Stimuli reagieren, genau das, was sie tun müssen dafür, dass sie überleben und Nachwuchs haben. Alles geht in diese Richtung und zielt auf diese Effekte. Uns Betrachtern kommen diese einfachen Lebewesen deshalb bei genauerem Studium in eigentümlicher Weise perfekt vor. Alles scheint klug eingerichtet zu sein. Das faktische Verhalten trifft genau das notwendige Verhalten. Wie es zu dieser Perfektion kommt, ist leicht zu erklären: Es ist ein Ergebnis der Evolution. Lebewesen, bei denen die Reiz-Reaktionsmechanismen anders sind, kann es nicht geben, weil sie nicht lebensfähig sind. Nur weil die Lebewesen die Mechanismen mit diesen Effekten aufweisen, gibt es sie auf der Bühne des Lebens.

Man ist leicht versucht, das Überleben und die Fortpflanzung als Zwecke oder Ziele zu verstehen, auf die hin die Lebewesen so angelegt sind. Vor dem Hintergrund eines theistischen Weltbildes wirkt es ganz natürlich, so zu denken. Gott hat die Lebewesen geschaffen und so ausgestattet, dass sie überleben und sich fortpflanzen können. Wir haben hier die Idee einer Konstruktion oder eines Designs auf ein Ziel hin. Kant hat den Tieren jede Vernunft abgesprochen, war aber beeindruckt davon, wie perfekt und »bewunderungswür-

dig« ihre Lebensweise ist. Ihr Verhalten ist extrem zweckmäßig, sie tun, geleitet von ihren Instinkten, genau das, was für sie gut und notwendig ist. Es sieht so aus, als stehe dahinter eine Vernunft, die die Instinkte auf die Lebenszwecke der Tiere abgestimmt hat. Kant spricht tatsächlich von einer »fremden Vernunft«, die das Verhalten der Tiere leite.¹ Die Tiere haben keine eigene Vernunft, aber in ihren Instinkten offenbart sich eine fremde Vernunft, die sie über das Vehikel der Instinkte bestimmt. Tiere sind also, obwohl selbst vernunftlos, dennoch Vernunftwesen, bestimmt durch eine allerdings fremde, äußere Vernunft. Und sie können, ganz anders als die Menschen, die Spur der Vernunft niemals verlassen. Der Gegensatz von vernunftbegabt und vernunftlos wird auf diese Weise umgedeutet zum Gegensatz von eigener und fremder Vernunft. Wenn Kant von einer fremden Vernunft spricht, liegt es nahe, an Gott zu denken, der die Tiere so geschaffen hat, dass sie auch ohne eigene Vernunft perfekt funktionieren. Kant nennt die Instinkte gelegentlich unumwunden »diese Stimme Gottes, der alle Thiere gehorchen.«² Auch hier haben wir also die Idee einer absichtsvollen Konstruktion auf ein bestimmtes Ziel hin.

Wenn wir die theistische Prämisse beiseite lassen, fallen alle diese Ideen weg. Natürlich kann man die Vorstellungen des Zwecks und der Zielgerichtetheit auch nicht auf den evolutionären Prozess selbst anwenden. Die Evolution ist ein blindes Geschehen, ohne Ziele und ohne Zwecke.

Hinter den Lebewesen steht also keine äußere Vernunft und kein äußeres Wollen. Und die Lebewesen, die in ihrem Verhalten von Reiz-Reaktionsmechanismen bestimmt sind, verfolgen auch nicht selbst Ziele. Diese Lebewesen wollen nichts. Sie wollen nicht überleben oder sich fortpflanzen. Sie tun es, weil sie auf Grund ihres genetischen Programms auf bestimmte Reize reagieren. Dass ein Frosch, wenn eine Fliege vorbeifliegt, automatisch seine Zunge herauschnellen lässt, die Fliege fängt und dann frisst, dient seiner Selbsterhaltung. Aber damit es so ist, muss der Frosch seine Selbsterhaltung nicht wollen. Ein Frosch hat dieses Ziel nicht. Er hat einen Mechanismus, der – hinter seinem Rücken – seiner Selbsterhaltung dient. Lebewesen dieser Art sind auf ein Wollen gar nicht angewie-

¹ I. Kant: *Pädagogik* (1803), AA IX, 441.

² I. Kant: *Muthmaßlicher Anfang der Menschengeschichte* (1786), AA VIII, 111.

sen. Die Selbsterhaltung ist Effekt, aber nicht Ziel oder Zweck ihres Verhaltens.

Die Lebewesen, von denen jetzt die Rede ist, leben in »Dafür-dass-Strukturen«. Der Frosch muss Fliegen fangen *dafür*, *dass* er weiterlebt. Das eine ist eine notwendige Bedingung für das andere. Der Frosch weiß davon nichts, er agiert in einer Struktur, von der er nicht den leisesten Schimmer hat. Und nicht nur die einfachen Lebewesen, sondern alle Lebewesen leben in Dafür-dass-Strukturen dieser Art. Das Weiterleben und die Reproduktion ergeben sich nirgendwo von selbst, alle Lebewesen müssen dafür etwas tun. Und alle Lebewesen, die nicht zu den dafür notwendigen Handlungen finden, gibt es logischerweise nicht mehr. So erstaunt es nicht, dass wir überall diese Struktur finden. Warum schaffen die Ameisen ihre toten Artgenossen weg? Das müssen sie tun dafür, dass ihr Bau nicht durch die Verwesungsprodukte verunreinigt wird. Die Natur kennt verschiedene Strategien, sicherzustellen, dass die Lebewesen das tun, was sie tun müssen. Bei den einfachen Lebewesen, die wir jetzt betrachten, läuft die Strategie, wie gesehen, über starre, genetisch programmierte Reiz-Reaktionsmechanismen.

Es ist nicht überraschend, dass wir die für alles Leben grundlegende Dafür-dass-Struktur auch bei Artefakten finden. Die Aufgabe eines Thermostats ist es, die Zimmertemperatur bei schwankenden Außentemperaturen konstant zu halten. Er ist deshalb so gebaut, dass er genau das tut, was er tun muss dafür, dass dieser Effekt erreicht wird. Der Mechanismus ist in diesem Fall das Ergebnis menschlicher Konstruktion. Für einen Ingenieur sind Dafür-dass-Strukturen das tägliche Brot. Er will, dass eine Maschine etwas Bestimmtes leistet, und er überlegt, wie sie beschaffen sein muss dafür, dass sie diese Leistung erbringt. Und natürlich gibt es am Ende nur Maschinen, die genau das tun, was sie tun müssen dafür, dass es zu der intendierten Leistung kommt. Diese Gemeinsamkeit von Lebewesen und Artefakten ist offenkundig Teil des intuitiven Hintergrunds, der die Vorstellung, Tiere seien Maschinen, trägt. Sie sind so, also ob Ingenieure sie bauen würden. Nur dass es in ihrem Fall keine Ingenieure gibt, sondern den vernunft- und willenlosen Gang der natürlichen Selektion.

2. Wir können jetzt sagen: Die Lebewesen, deren Verhalten durch Reiz-Reaktionsmechanismen bestimmt ist, funktionieren gut, es findet eine effektive Handlungssteuerung statt, aber die Lebewesen tun

selbst nichts zu dieser Handlungssteuerung dazu. Alles Verhalten ist durch das ererbte genetische Programm festgelegt. Das hat zur Konsequenz, dass diese Lebewesen nur in einer sehr stabilen Umwelt überleben können. Sobald sich die Umwelt verändert und nicht mehr die Reize bietet, auf die sie reagieren, oder nicht mehr in der notwendigen Menge, oder die Reize sich verändern und deshalb nicht mehr »erkannt« werden, sind sie zum Aussterben verdammt. Das gespeicherte Programm hat die veränderten Umstände nicht »vorhergesehen«, und deshalb finden die Lebewesen keine Antworten, die ihr Überleben sichern. Sie haben jenseits des ererbten Programms keinerlei Ressource, das eigene Verhalten zu steuern.

Es gibt durchaus Wege, die Reiz-Reaktionsmechanismen in sich komplexer zu machen. Doch selbst geringfügige Veränderungen dieser Art brauchen sehr viel Zeit. Die Anpassung des genetischen Materials an veränderte Umweltbedingungen dauert sehr lange. Währenddessen sterben alle Lebewesen, die sich unter den veränderten Bedingungen nicht zu behaupten vermögen. Außerdem bleibt dieser Typus der Verhaltenssteuerung, auch mit möglichen Modifikationen, grundsätzlich starr und unflexibel. Verändert sich die Umwelt schneller und häufiger, müssen die Lebewesen flexiblere Formen der Handlungssteuerung entwickeln. Sie müssen aus dem starren Gleis ihrer angeborenen Verhaltensmechanismen heraus, zumindest zum Teil. Man könnte angesichts dieser Diagnose in einem Gedankenexperiment daran denken, sich an einen Ingenieur zu wenden und ihn damit zu beauftragen, Lebewesen zu konstruieren, deren Handlungssteuerung so funktioniert, dass sie auch in einer variableren Umwelt die Handlungen finden, die sie tun müssen dafür, dass sie überleben und sich reproduzieren können. Wie kann eine flexiblere Form der Handlungssteuerung aussehen?

Die generelle Strategie muss offenkundig sein, die starren Reiz-Reaktionsmechanismen aufzubrechen. Das genetische Programm ist angeboren, es geht dem Leben der Lebewesen gewissermaßen voraus. Wenn sie geboren werden, ist schon alles festgelegt, sie können dem nichts hinzufügen. Stattdessen muss, wie sich ein Lebewesen verhält, durch Leistungen dieses Lebewesens selbst bestimmt sein. Das Lebewesen muss je nach Situation sein Verhalten selbst steuern können. Der Ort der Handlungssteuerung muss also von dem Programm, das den Lebewesen vorausgeht, in das einzelne Lebewesen hineinwandern. Und die Lebewesen brauchen die Mittel, die es ihnen möglich machen, diese Leistung zu erbringen, sie brauchen die

Fähigkeit zu eigener handlungssteuernder Aktivität. Sie brauchen, mit anderen Worten, einen Geist, der genau dies zu leisten vermag. Vom genetischen Programm zum Geist, so könnte man die nötige Entwicklung beschreiben.³ Oder auch: immer weniger Handlungssteuerung am Kopf der Lebewesen vorbei, immer mehr durch ihren Kopf hindurch. Wollte man Kants Vorstellung einer fremden Vernunft in metaphorischer Form reaktivieren, könnte man auch sagen: immer weniger fremde Vernunft und immer mehr eigene Vernunft.

Man kann sich einen Ingenieur vorstellen, der Schritt für Schritt vorgeht, er nimmt, wenn nötig, eine kleine Veränderung vor, dann, wenn nötig, eine weitere und so fort. So dass sich die Lebewesen über viele kleine Anpassungsschritte auf dem Weg zu einer flexibleren Handlungssteuerung verändern. Denken wir uns aber einen Ingenieur, der es vorzieht, das Problem auf einen Schlag zu lösen. Er entwirft gleich ein Lebewesen, das zu so großer Verhaltensflexibilität fähig ist, dass es unter den verschiedensten Umweltbedingungen leben kann. Er ersetzt das Reiz-Reaktionssystem – nicht völlig, aber so weit wie nötig – in einem Zug durch ein anderes Steuerungssystem. Wie sähe das Lebewesen aus, das er konstruiert? Zunächst ist klar, dass die Effekte, die das Verhalten der Lebewesen nach sich ziehen muss, dieselben bleiben: die Selbst- und Arterhaltung inklusive einer Vielzahl von Untereffekten wie Nahrungsaufnahme, das Finden von Sexualpartnern, die Abwehr von Feinden. Damit ist auch klar, dass die Dafür-dass-Struktur erhalten bleibt. Die Lebewesen müssen, genau wie ihre einfachen Vorfahren, das tun, was sie tun müssen dafür, dass die Effekte der Selbst- und Arterhaltung eintreten. Aber wie finden sie die dafür notwendigen Handlungen? An die Stelle der Mechanismen von Reiz und Reaktion tritt jetzt eine geistige Aktivität: das Überlegen. Die Lebewesen überlegen, was sie tun müssen, und setzen das Ergebnis des Überlegens in das entsprechende Verhalten um. In der Überlegung finden die Besonderheiten der jeweiligen Situation Berücksichtigung, und dadurch entsteht eine situationssensitive Art der Handlungssteuerung und damit die gesuchte Flexibilität.

Wenn die Lebewesen überlegen, was sie tun müssen, setzt das voraus, dass sie eine Vorstellung von den Effekten ihres Verhaltens

³ Vgl. hierzu J. T. Bonner: *The Evolution of Culture in Animals* (Princeton 1980), ch. 3: The Brain and the Genome; dt. *Kultur-Evolution bei Tieren* (Berlin 1983).

haben. Sie müssen eine Vorstellung von dem Zusammenhang zwischen möglichen, in der Überlegung erwogenen Handlungen und den Effekten des Weiterlebens und Sich-Fortpflanzens oder zumindest den Mitteln zu diesen Effekten haben. Die Effekte oder wenigstens die Untereffekte müssen also im Überlegen präsent sein, sie müssen Teil dessen sein, worauf sich die Lebewesen in der Überlegung beziehen. Die Überlegung folgt auf diese Weise der Dafür-dass-Struktur. Diese Struktur liegt jetzt nicht mehr im Rücken der Lebewesen, ohne dass sie davon etwas ahnen, sie ist jetzt die Struktur, die dem Überlegen seine Form gibt. Im Fall der einfachen Lebewesen hatte das genetische Programm »vorhergesehen«, dass in einer bestimmten Situation die Handlung x die ist, die notwendig ist; jetzt erkennen die Lebewesen im Zuge ihrer Überlegung, dass x getan werden muss dafür, dass ein bestimmter Effekt eintritt. Der Ort der Handlungssteuerung hat sich damit offensichtlich vom genetischen Programm zum Geist verschoben.

Mit der Einführung des Überlegens ist die Arbeit des Ingenieurs allerdings noch nicht erledigt. Es bedarf noch eines zweiten Schritts. Es reicht nicht, dass die Lebewesen antizipieren, dass die-und-die Handlungen die-und-die Effekte haben werden. Es fehlt noch ein Motivator, der die Lebewesen dazu bewegt, die Handlungen, von denen sie erkennen, dass sie zur Selbst- und Arterhaltung – oder zu den Mitteln, die zu diesen Effekten führen – notwendig sind, auch zu tun. Die Einsicht, dass, x zu tun, eine notwendige Bedingung dafür ist, dass y geschieht, impliziert klarerweise kein Motiv, x auch zu tun. Bei den einfachen Lebewesen löst der Reiz direkt die notwendige Handlung aus. Dafür ist jetzt ein Ersatz nötig. Die Lösung für dieses Problem besteht darin, die Lebewesen mit einem Wollen auszustatten. Wenn sie Nahrung finden *wollen*, haben sie einen Motivator, der sie dazu bewegt, das dafür Notwendige zu tun. Was bisher nur Effekte des Handelns waren, wird auf diese Weise zu Zielen. Die Lebewesen haben durch das Wollen Ziele, und sie überlegen, was sie dafür tun müssen, dass sie diese Ziele erreichen.

Mit dem Umbau des motivationalen Elements ergibt sich eine, wie man leicht sehen kann, unvermeidliche Verschiebung: Bei den einfachen Lebewesen geht der Handlungsimpuls direkt auf die notwendige Handlung. Bei den »neuen« Lebewesen geht der motivationale Impuls auf die angezielten Effekte. Und welche Handlung dann dazu dient, diese Effekte zu realisieren, wird erst im Zuge des Überlegens bestimmt. Und erst dann geht der motivationale Impuls

von dem angestrebten Effekt auf diese Handlung über. Das motivationale Element richtet sich primär auf die Ziele und erst sekundär auf die notwendigen Handlungen. Die motivationale Energie läuft also durch eine Schleife, deren Ausgang erst durch das Überlegen von Situation zu Situation bestimmt wird.

Wie es kommt, dass das Wollen gerade auf die Inhalte geht, auf die es gehen muss, wenn die Lebewesen lebensfähig sein sollen, lasse ich an dieser Stelle noch beiseite. Eine sehr einfache Option für den Ingenieur bestünde darin, das Wollen genetisch auf diese Inhalte festzulegen. Die Lebewesen würden dann auf Grund eines genetischen Programms bestimmte Dinge wollen. Und die Veränderung zwischen den einfachen und den neu entworfenen Lebewesen läge im Wesentlichen darin, die genetische Programmierung von den Mitteln, den Handlungen, auf die Ziele zu verlagern und die mit der Fähigkeit des Überlegens ausgestatteten Lebewesen die Mittel selbst suchen zu lassen.⁴ Dieses Bild ist nicht falsch, aber es ist zu einfach. Es gibt für den Ingenieur verschiedene Möglichkeiten, das Wollen auf die richtigen Inhalte auszurichten. Wir werden das im nächsten Kapitel sehen.

Wie immer die Fragen, die das Wollen betreffen, im Einzelnen zu beantworten sein werden, wir können nach diesem Gedankenexperiment festhalten, dass die entscheidende Innovation auf dem Weg zu Lebewesen, die sich unter sehr verschiedenen Lebensbedingungen behaupten können, die Entstehung eines Geistes ist, zu dessen basalen Leistungen das Überlegen und das Wollen gehört. Das alte Steuerungssystem kannte nur reaktive Handlungen, das neue kennt überlegte und willentliche Handlungen.

Die Entstehung eines zur Deliberation und zum Wollen fähigen Geistes ist natürlich nicht nur eine Idee des fiktiven Ingenieurs. Sie ist Teil der realen Geschichte, sie gehört zur evolutionären Vergangenheit der Menschen und anderer entwickelter Lebewesen. Die Gene haben in einem äußerst langsamen, viele Millionen Jahre dauernden Anpassungsprozess einen Geist geschaffen, der das Handeln situationsgerecht steuert und es sofort an veränderte Umstände anpassen kann. Das eine handlungssteuernde System hat ein ganz anderes handlungssteuerndes System, die Kombination von Überlegen und Wollen, hervorgebracht.

⁴ Vgl. hierzu E. T. Rolls: *Emotion Explained* (Oxford 2005) 25, 41 und auch 62.

3. Versuchen wir, ein Lebewesen, das durch eigenes Überlegen sein Verhalten zu steuern vermag, näher zu charakterisieren. Wie schon gesagt, verfügen nur wenige Lebewesen über diese Fähigkeit. Menschen können überlegen, auch Menschenaffen können es, zumindest in einer rudimentären Form. Ob es auch andere Tiere können und wie weit das gegebenenfalls auf der evolutionären Stufenleiter hinuntergeht, braucht uns hier nicht zu interessieren. Was muss, so können wir fragen, ein Lebewesen können, um überlegen zu können? Mit welchen Fähigkeiten muss der Ingenieur ein solches Lebewesen ausstatten? Selbst wenn wir uns im Moment nur an einer besonders elementaren Form des Überlegens orientieren, der Suche nach Mitteln zur Erlangung eines Ziels, können wir einige wichtige Merkmale markieren.

Bevor ich darauf komme, eine Vorbemerkung zur Eigenart des Überlegens. Das Überlegen ist ein Tätigsein vor dem Tätigsein. Dem tatsächlichen Handeln in der Welt geht ein geistiges Tätigsein im Kopf voraus. Man sucht im Kopf nach Handlungen, die als Mittel zur Erlangung des Ziels in Frage kommen, und probiert, welche davon zum angestrebten Ziel führt. Das Durchprobieren der Optionen spielt sich nicht draußen in der Welt ab, sondern innen auf einer »mentalen Probestühne«.⁵ Man überlegt, wie man sagt, »im Geist«. Das Überlegen gleicht dem Trial-and-error-Verfahren, mit dem manche Lebewesen, ohne zu überlegen, versuchen, ihre Ziele zu erreichen. Sie probieren nacheinander verschiedene Handlungen aus und sehen dann, welche erfolgreich und nicht erfolgreich sind. Beim Überlegen geschieht etwas Ähnliches, aber, wie gesagt, auf der inneren mentalen Bühne. R. Millikan hat deshalb gesagt: »Reasoning is just trial and error in thought.«⁶ Die Vorteile dieses nach innen verlegten Verfahrens liegen auf der Hand. Wenn eine der möglichen Handlungen eine schlechte oder gar perniziöse Konsequenz hat, hat sie diese zunächst nur im Kopf; und dabei wird es auch bleiben, weil bei diesem Befund niemand die Handlung reali-

⁵ Von einer »mentalen Probestühne« spricht N. Bischof: Emotionale Verwirrungen. Oder: Von den Schwierigkeiten im Umgang mit der Biologie. *Psychologische Rundschau* 40 (1989) 188–205, 201. Freud hat in einer kleinen Schrift von 1911 das Denken eher beiläufig ein »Probearbeiten« genannt. Vgl. *Formulierungen über die zwei Prinzipien des psychischen Geschehens*, Studienausgabe, Bd. 3 (Frankfurt 1975) 17–24, 20.

⁶ R. G. Millikan: Styles of Rationality, in: S. Hurley / M. Nudds (eds.): *Rational Animals?* (Oxford 2006) 117–126, 118.

sieren wird. Ein Lebewesen, das es mit dieser Handlung hingegen in der Welt probiert, kann den schlechten Folgen nicht entgehen. Im schlimmsten Fall ist dies der Unterschied zwischen Weiterleben und Tod. Darwin hat diesen möglicherweise lebensrettenden Vorteil des Überlegens sehr deutlich formuliert: »... reason, and not death rejects the imperfect attempts.«⁷

Dass sich das Versuchen im tatsächlichen Handeln und das Probieren im Kopf bei der Lösung eines Problems mischen können, zeigen eindrucksvoll die klassischen Experimente, die Wolfgang Köhler zum Intelligenzverhalten von Schimpansen vor hundert Jahren auf Teneriffa durchgeführt hat. In einem dieser Experimente will ein Schimpanse namens Sultan an Bananen herankommen, die an der Decke seines Käfigs angebracht sind, so hoch, dass er sie ohne Hilfsmittel nicht erreichen kann. Im Käfig liegen zwei Holzkisten und einige Stöcke herum. Was tut er, um die Bananen zu erreichen? »Sultan«, so berichtet Köhler, »... kümmert sich zunächst nicht um die Kisten, sondern versucht, mit einer kurzen, später einer längeren Stange das Ziel herunterzuschlagen; da die schweren Stöcke unsicher in seiner Hand schwanken, wird er bald ungeduldig und wütend, trampelt gegen die Wände und schleudert die Stöcke fort. Danach setzt er sich ermüdet auf einen Tisch, der in der Nähe der Kisten steht, und beginnt, als er sich erholt hat, ruhig um sich zu blicken, indem er langsam seinen Kopf kratzt; sein Blick fällt auf die Kisten und ruht einen Moment auf ihnen, schon klettert er auch vom Tisch herab, ergreift die nähere, zerrt sie unter das Ziel, besteigt sie aber erst, nachdem er seinen Stock aufgenommen hat und schlägt nun mühelos das Ziel herab.«⁸ Der Schimpanse probiert Verschiedenes, aber eine Handlungssequenz, die, die schließlich zum Erfolg führt, hat er offenbar im Kopf vorbereitet. Er ist auf die Idee gekommen, dass er eine der Kisten besteigen und dann mit einem Stock die Bananen herunterschlagen könnte. Diese mentale Imagination initiiert dann sein Verhalten.

Was sind nun die wichtigsten Merkmale eines Wesens, das die Fähigkeit des Überlegens hat? Ich zähle sechs Merkmale kurz auf.

⁷ Ch. Darwin: *Notebooks, 1836–1844*, ed. P. H. Barrett/P. J. Gautrey/S. Herbert et al. (Cambridge 1987) 638.

⁸ W. Köhler: *Intelligenzprüfungen an Menschenaffen*, 2. Aufl. (Berlin 1921, ND 1963) 33. – Von einem ähnlichen Experiment mit einem Orang-Utan berichtet K. Lorenz: *Die Rückseite des Spiegels* (München 1973) 174.

(i) Ein Lebewesen, das überlegt, *imaginiert* Handlungen und ihre Konsequenzen. Es beschäftigt sich mit möglichen Handlungen »im Geist«. Es muss also die Fähigkeit haben, sich etwas vorzustellen, was es nicht vor Augen hat.

(ii) Diese Imagination ist nur möglich, wenn das Lebewesen Erfahrungen gespeichert hat. Es muss die Erfahrung, dass die Handlung x die Konsequenz y hat, gemacht und festgehalten haben. Oder es muss auf Grund anderer Erfahrungen auf die Idee kommen, dass x diese Konsequenz haben wird. Nur wenn ein Lebewesen Erfahrungen gespeichert hat und über die Ressource eines solchen Speichers verfügt, besitzt es den Stoff, aus dem die Imaginationen sind. Ein Lebewesen, das überlegt, muss mit anderen Worten ein *Gedächtnis* haben.

Es scheint, als bedürfe es außerdem eines sehr viel breiteren Hintergrundwissens, um intuitiv aus den unendlich vielen in einer Situation möglichen Handlungen diejenigen auf die Bühne des Überlegens zu bringen, die zur Erlangung des Ziels überhaupt in Frage kommen und nähere Betrachtung verdienen. Ein Schimpanse, der wie in Köhlers Experimenten an hoch hängende Bananen herankommen will, versucht nicht, durch Schlagen gegen die Wand sein Ziel zu erreichen. Er interessiert sich vielmehr für Stöcke und Kisten. Er weiß also schon, was in Frage kommt und was nicht, er hat aus den vielen möglichen Handlungen schon einige intuitiv ausgewählt. Dafür braucht er einen Hintergrund von sedimentiertem Wissen darüber, wie die Dinge sind.

(iii) Das Überlegen setzt nicht nur einen Rückgriff auf vergangene Erfahrungen voraus, es impliziert auch einen Bezug auf die *Zukunft*. Wenn der Schimpanse die an der Decke befestigten Bananen erreichen will, hat er die Bananen zwar vor Augen. Sie sind Teil der gegenwärtigen Situation. Aber das Erreichen der Bananen ist etwas Zukünftiges. Und die Handlungen, die der Schimpanse probiert, in seinem Käfig oder zunächst in seinem Kopf, werden daraufhin getestet, ob er durch sie die Bananen erreicht. Der Schimpanse antizipiert damit etwas, was in der Zukunft liegt und nicht Teil der gegenwärtigen Situation ist. Die Antizipationsleistung von Schimpansen ist nicht nur in diesem Beispiel, sondern generell sehr begrenzt. Bei Menschen ist sie von völlig anderer Art. Das wird uns noch ausführlich beschäftigen. Jetzt ist nur festzuhalten, dass der Zukunftsbezug essentiell zu einem Lebewesen gehört, das überlegt. Überlegte Handlungen sind auf die Zukunft blickende Handlungen,

sie werden um ihrer zukünftigen Effekte willen getan. Ganz anders als etwa das, was ein Frosch tut. Wenn er Fliegen fängt, hat das Wirkungen in der Zukunft. Aber der Frosch verhält sich bloß reaktiv, er tut, was er tut, nicht um der Wirkungen willen. Der Ingenieur, der den Auftrag bekam, Wesen zu entwerfen, die möglichst flexibel unter den verschiedensten Umweltbedingungen agieren können, und der Lebewesen konstruiert, die auf Ziele gerichtet sind und die selbst die Handlungen auswählen, die in den jeweiligen Situationen zu diesen Zielen führen, muss diese Lebewesen also mit einem Zukunftsbezug ausstatten.

(iv) Es ist klar, dass Lebewesen, die überlegen können, über *Bewusstsein* verfügen müssen. Das Überlegensgeschehen läuft bewusst ab. Und es ist auf ein bewusstes Ziel gerichtet, das Ziel muss im Überlegen als dessen Bezugspunkt präsent sein. Der Schimpanse muss, während er auf dem Tisch sitzt, sich in Ruhe am Kopf kratzt und auf die Kisten schaut, auch die Bananen und, dass er sie haben will, präsent haben. Dies, obwohl er die Bananen, solange er auf die Kisten schaut, nicht sieht. Es gibt also ein zusammenhängendes *Bewusstseinsfeld*, in dem verschiedene Dinge präsent sind und aufeinander bezogen werden können.

(v) Das mentale Geschehen des Überlegens hat das Merkmal der *Subjektivität*. Das heißt, das Lebewesen, das die Überlegung anstellt, hat einen exklusiven Zugang »von innen« zu diesem Geschehen. Von außen, aus der Perspektive der 3. Person ist das Überlegungsgeschehen in dieser Form für niemanden zugänglich. Selbst wenn man wüsste, welches neuronale Geschehen einer Überlegung und jedem ihrer Schritte entspricht und man dieses Geschehen aus der Perspektive der 3. Person vor Augen hätte, selbst wenn man also aus dieser Perspektive wüsste, *was* jemand überlegt, erlebt man doch nicht das mentale Geschehen und das, was auf der mentalen Bühne des Überlegens passiert. Dies erlebt nur der, der überlegt. Es besteht also eine Asymmetrie zwischen der eigenen Perspektive und der anderer.

(vi) Das Überlegen ist, so habe ich gesagt, ein Tätigsein vor dem Tätigsein. Das bedeutet, dass die Handlung, zu der es schließlich kommt, auf etwas zurückgeht, was der Handelnde zuvor getan hat. Die Handlung und, dass es gerade diese Handlung ist, die getan wird, geht auf eine vorgeschaltete Aktivität des Handelnden selbst zurück. Dadurch gewinnt die Handlung das Merkmal der *Eigenheit*: es ist *seine* Handlung, sie geht auf ihn zurück. Der Handelnde ist in diesem Sinne der Autor der Handlung. Die Handlungen eines